

ligt wird. Es gibt tausend Möglichkeiten, um ihnen den Aufenthalt bei uns so angenehm wie möglich zu machen, ohne daß wir die Schönheiten, derentwegen sie doch gekommen sind, zerstören, denn man kann auch allzu rührig sein. Wir erfahren nun, daß der betriebliche Verkehrsverband für die Sächsische Schweiz und das östliche Erzgebirge plant, durch Aufstellen von Scheinwerfern die Felsen und die bemerkenswertesten Bauten der Sächsischen Schweiz zu beleuchten und für Pirna eine besondere elektrische Anlage hierzu am Elbufer zu schaffen. Wir geben unumwunden zu, daß bei festlichen Anlässen, bei Beleuchtungen, Feuerwerk, und allerhand pyrotechnischen Künsten vorzügliche Wirkungen erzeugt worden sind, die den Teilnehmern in Erinnerung verbleiben. Das Beleuchten der Albrechtsburg in Meißen, der Ruinen des Coburg, des Heidelberger Schlosses, der Stadt Pirna usw. mit ihrem malerischen Silhouetten seien erwähnt. Aber eine Ausnahme zur Alltäglichkeit zu erheben, noch dazu, wenn es sich um Naturschönheiten handelt, grenzt an den Gedanken, dauernde Feste den Fremden vorzutauschen, läßt den einsamen Wald mit der 1. ten Stadt verwechseln. Musik hört jeder gern. Und trotzdem — immer und immer Musik wirkt fürchterlich! Nebenbei bemerkt, weiß ich dies leider aus Erfahrung, da fleißige Hände unter meiner Wohnstube unentwegt eine Pianoforte betreuen.

Ich will aber die Pläne für die Stadt Pirna weiter spinnen. Die beleuchtete Stadt mit dem hochgelegenen Schloß zeigt sich abends stets in abwechslungsreichen bunten Effekten. Wie in einer Revue. Das lockt. Vielleicht kann auch vom Ufer eine einschmeichelnde, freundliche Musik, die an besonderen Tagen durch Posaunen verstärkt wird, erklingen. Anmutige Jünglinge und Jungfrauen zeigen, wenn es sich lohnt, die allermodernsten Tänze und Schlager in bengalischem Lichte. Einige Fremde, die kein Vertrauen zu sich haben, werden sich dann, wie weiland der weitgereiste Odysseus, auf dem Dampfschiffe festbinden lassen müssen, um den Versuchungen widerstehen zu können. Ich habe ähnliche Lockungsversuche nicht unter Mitwirkung von Verkehrsvereinen, aber durch die Tätigkeit listiger Wirte, die den Rummel verstanden, in den bairischen Alpen durchgemacht. Sobald einige Fremde in Sicht waren, erklang die Zither, wurde lustig geschuhplattelt und urwüchsige Jodler eines „gesunden“ Menschen schlares jauchzten, wenn der Bursch sein Dirndl emporhob.

Für diesen Naturgenuß mußte man eine Kleinigkeit opfern, und man hatte ein wirkliches Fest „erlebt“. Und die ewigen Berge wunderten sich, wie die Menschen sich gebärden.

Die Scheinwerferfackel ist nun wesentlich teurer als das Geschilderte, muß aber schließlich auch von den Fremden bezahlt werden. Und die Einheimischen? Ich möchte nicht in einem Hause der Sächsischen Schweiz oder sonstwo wohnen, das abends feenhaft durch grelle Scheinwerfer beleuchtet wird —. Und auf keinen Fall wäre ich zu bewegen, die stillen, feierlichen Schönheiten unserer Berge in den Bezirk dieser belichteten Gedanken zu ziehen. Hier will

der Naturfreund und ein solcher kann ja auch ein Fremder sein — es wird doch nicht alle Tage ein Kongreß mit seinem Festtrab gefeiert — auch die wundersamen Naturbilder unverfälscht in nächtlicher Ruhe genießen, die uns das Herz erwärmen und den Sinn weiten, die uns erheben über den Alltag, die uns die Menschen mit ihrer Unrast, mit ihrem Hasten und Treiben, mit ihren Böllerschüssen und Scheinwerfern vergessen machen, vergessen auch ein paar glückliche und feierliche Stunden. Und wenn der Mond auf Felsen, Wälder und Felsen sein mildes Licht ausbreitet, so umspielt sich alles traumhaft mit Märchenzauber: ein reiches Geschenk für die Menschheit. Und das andere? Das wird auf die Dauer saurer Zauber — — —

### Die mittelalterliche Papiermacherei.

Zur Jahreschau Deutscher Arbeit Dresden 1927 „Das Papier — seine Erzeugung und Verarbeitung.“

In der großen Papierausstellung, die in diesem Sommer als 6. Jahreschau Deutscher Arbeit in Dresden veranstaltet wird, fallen neben der modernen Papierfabrikation durch große Papiermaschinen auch die früheren Formen der Papierherstellung praktisch vorgeführt werden.

Die Kunst des Papiermachens und die Erfindung des Papiers verdanken wir bekanntlich den alten Chinesen und die abendländische Papiermacherei gleich jahrhundertlang in ihrem Wesen der chinesischen fast vollständig. Statt des bei den Chinesen gebräuchlichen Bastes des Papiermaulbeerbaumes benutzte der abendländische Papiermacher als Rohstoff in erster Linie Leinen- und Baumwollhadern, die zunächst nach ihrer Art und Farbe sortiert und dann zur Erleichterung der Reinigung zerkleinert, in Gewölben aufgeschichtet, angefeuchtet und dadurch einer sauren Gärung ausgesetzt wurden. Diese zersetzte die Fett- und Farbstoffe und machte die Hadern gleichmäßig geschmeidig. Hieraus wurden sie in Bütten durch Stampfer unter fortwährendem Zufluß von frischem Wasser gewaschen und zerfasernt. An die Stelle dieser als „deutsches Geschirr“ bezeichneten Einrichtung trat später das „holländische Geschirr“ oder kurz der „Holländer“, in dem die Fasern statt durch den Stampfer durch eine mit stumpfen Messern besetzte Walze, die sich in der Bütte gegen andere seitlichende stumpfe Messer drehte, zerkleinert wurden.

Die dünnbreitige Hadernfasermaße kam, sobald die notwendige Feinheit erreicht war, als zur weiteren Verarbeitung fertiger Papierstoff in die mit einem Rührwerk versehene „Stoffbütte“. Zur Herstellung der Papierblätter aus dieser „Stoffmilch“ wurde die „Schöpfform“ verwendet, ein bogengroßes, in einen rechtwinkligen viereckigen Rahmen gefaßtes Sieb, das von einem zweiten offenen Rahmen mit erhöhten Rändern, dem Deckel, eingefast ist, sodas das Sieb den Boden eines flachen Gefäßes bildet. Mit dieser Form schöpft die „Schöpffackel“ die zu einem Papierblatt notwendige Menge Stoffmilch

aus der Bütte. Durch scharfes mehrmaliges Schütteln sorgte er, solange das Wasser von der Schöpfform noch nicht ganz abgelaufen und eine innige Vermischung der Fäserchen noch möglich war, für ihre genügende Versilzung und gleichmäßige Verteilung über die ganze Fläche. Nach dem Abheben des Deckels wanderte die Form mit dem nassen Papierblatt in die Hand des „Gautschers“.

Dieser drückte das Papierblatt durch Umkehren der Form auf eine Filztafel und hob die Form wieder ab. Das Blatt wurde mit einer anderen Filztafel bedeckt, auf die dann ein weiteres vom Schöpfer fertiggestelltes und dem Gautscher übergebenes Papierblatt gedrückt wurde, das dieselbe ebenfalls mit einem Filz bedeckte. So wurden immer neue Papierblätter und Filze übereinander geschichtet, bis ein etwa 20 Bogen umfassender Stoß fertiggestellt war. Er kam in die Presse, in der das Wasser durch starken Druck aus den Papier- und Filzlagen gequetscht wurde. Dann wurden die Blätter zwischen den Filzlagen abgehoben und aufeinander geschichtet. Sie waren noch sehr rauh. Ihre Glättung suchte der alte Papiermacher dadurch zu erreichen, daß er den ganzen Stoß übereinanderliegender Papierbogen ohne die Filzzwischenlage in die Presse brachte und diese Pressung nach jedesmaligem Umlegen der Blätter mehrfach wiederholte. Zuletzt wurden die Bogen in geheizten Kammern oder Trockenböden in ähnlicher Weise wie feuchte Wäsche freihängend vollständig getrocknet.

In dieser Ausführung war das Papier zwar für Druckzwecke geeignet, für Schreibzwecke aber nicht verwendbar, da es infolge der zahllosen feinen Haarröschchen, von denen es gebildet wurde, zu saugfähig war. Es entsprach etwa unserm Löschpapier. Die Tinte floß aus und drang durch. Um das zu verhindern, verstopfte man die Poren durch Eintauchen der Bogen in eine mit Alaun versetzte Gelatinelösung, mit der sie getränkt wurden, worauf man sie vermaß durch Aufhängen trocknen ließ. Dieser Prozeß verlieh dem Papier Glätte und Glanz. Hauptächlich aber wurde es leimfest und dadurch für Schreibzwecke verwendbar.

Diese Art der Papiermacherei wird heute nur noch in geringem Umfange angewendet, da die auf diesem umständlichen Wege durch Handarbeit hergestellten Papiere sehr kostspielig sind. Aber das handgeschöpfte Büttenpapier zeichnet sich dafür durch hervorragende Festigkeit und Stau aus. Daher wird es auch heute noch zu wertvollen Druckarbeiten, Liebhaberausgaben usw. gern benutzt. Beispielsweise wurden auch die Reichsbanknoten vor dem Kriege ausschließlich aus handgeschöpftem Büttenpapier hergestellt. Die Papierausstellung in Dresden wird nicht nur alle Formen dieser edlen Papiere, sondern auch ihre Erzeugung den Besuchern vorführen.

Beiträge aus dem Leserkreise für unsere Beilage „Die Elbaue“ sind jederzeit willkommen.